

Diese Kiste hat blitzartig Karriere gemacht! Kaum noch Garten, Balkon oder Terrasse ohne Hochbeet. Selbst Museen haben das Hochbeet zum „It“-Objekt erkoren. In Berlin bietet die Berlinische Galerie, Museum für Moderne Kunst, in ihrem Garten gemeinsam mit den Kreuzberger Prinzessinnen-Gärten, Treffpunkt für trendige Metropolen-Gärtner, Workshops zum Bau von Hochbeeten an. Und seitdem sogar in den Gartenabteilungen der Baumärkte Hochbeete zum Selbstbau präsentiert werden, ist die Kiste in der Mitte der grünen Gesellschaft gelandet. Kein Wunder, denn anders als so oft, wird hier nicht ein eigentlich überflüssiges Produkt mit geschicktem Marketing lanciert. Das Hochbeet ist wirklich sinnvoll.

Es gibt viele Gründe, eins anzulegen. Es ist ideal bei beengtem Platz und beschert Ernte selbst ohne einen Garten. Es ermöglicht einen intensiveren Anbau durch die schnellere Erwärmung des Bodens. So wachsen zum Beispiel Radieschen, Möhren und Salate schon im April dank eines Frühbeetaufsatzes. Außerdem währt die Saison länger, denn im Hochbeet wachsen Gemüse und Salat bis in den Herbst oder sogar Winter hinein. Richtig befüllt, läuft die Kompostierung im Beetinneren von allein ab. Dadurch sind zusätzliche Dünger meist unnötig. Das macht den Anbau ökologisch und obendrein ökonomisch.

Ein weiterer großer Vorteil dieser Anbaumethode: Man ist unabhängig von den lokalen Bodenverhältnissen. Weder schwerer Lehmboden wie in Mecklenburg-Vorpommern oder karger Sandboden wie in Brandenburg beeinflussen das Gärtnern. So lassen sich auch begehrte Delikatessen anbauen, die am Standort sonst nur in mühevoller Plackerei oder gar nicht gelingen würden. Einfach perfekt, wenn köstliche Salate, Kräuter, Auberginen oder aromatische Erdbeeren keine „Bückware“ mehr sind, sondern in luftiger, komfortabler Pflück-Höhe gedeihen. Gerade ältere Generationen, aber längst nicht mehr nur sie, schätzen das Hochbeet, weil lästiges und mühseliges Bücken entfällt und man dadurch bis ins hohe Alter rücken- und knieschonend Gartenarbeit und Ernteglück genießen kann.

Nicht zuletzt bietet die kompakte Kiste Schutz vor unerwünschten Gästen wie Wühlmäusen (Schutzgitter nicht vergessen!) und Schnecken. Die kriechen zwar dennoch nach oben, aber dank angebrachter Schneckenkante und/oder einem Kupferband ist ihnen der Eintritt ins Paradies verwehrt.

Das Hochbeet hat sich aus der alten gärtnerischen Kulturtechnik des Hügelbeetes entwickelt. Inzwischen ist es für urbane Gärtner und alle Hipster in Großstädten zum trendigen Statement avanciert, die sich mit diesem Kasten auf dem Dachgarten oder Balkon zumindest teilweise selbst versorgen können. Aber auch in bodenständigen Gärten jenseits der Großstädte und in Schrebergärten hat das Hochbeet Einzug gehalten. Inzwischen gibt es viele Angebote, für jeden Geschmack und Geldbeutel. Zudem soll es nicht nur praktisch, sondern möglichst auch ästhetisch sein. Schließlich will man keinen



Ein Hoch auf das Hochbeet

Modischer Schnickschnack? Von wegen! Für das Gärtnern in erhöhten Kisten sprechen viele Gründe.

Von Christa Hasselhorst



Das Äußere ist Geschmackssache, das Innenleben der Hochbeete jedoch ziemlich gleich.

klöbigen Kasten als Trumm mitten zwischen den Rosen haben. Die Palette reicht von Hochbeeten aus diversen Hölzern, Metall oder Kunststoff bis zu eleganten Einfassungen aus geflochtener Weide oder Haselrute. Diese Umzäunung fand sich schon in Bauern- und Klostersgärten des Mittelalters, wirkt sehr natürlich und ist gerade in naturnahen Gärten der schönste

Schmuck. Der Nachteil: Trotz innerer Einfassung mit Folie unterliegt dieses Naturmaterial einem ebenso natürlichen Verrottungsprozess, nach spätestens zehn Jahren ist die Einfassung morsch und muss erneuert werden.

Eine geniale Alternative dafür fand im romantischen Küchengarten des Loire-Schlusses Le Rivau die phantasievolle Eigentümerin und passionierte



Fotos Marion Nickig

Gärtnerin Patricia Laigneau. Beim örtlichen Schmied ließ sie Flechtzäune aus dünnen Eisenbändern anfertigen. Deren rotbraun-rostige Patina, die würdevoll altert, passt sich perfekt an. Nicht gerade preiswert, dafür aber unverwundlich. Inzwischen ist dieser Look in zahlreichen Gärten zu finden, eine Alternative sind dünne Eisenstangen, eigentlich für Armierungen genutzt, die eng zu-

sammengebunden beziehungsweise geflochten sind.

Eine der nobelsten Holz-Kreationen findet sich bei Manufactum, für 2,2 Kubikmeter aus Lärchenholz-Bohlen ist man mit knapp 1000 Euro dabei. Doch es muss ja nicht gleich ein Rolls-Royce sein, wie wäre es mit kreisrunder Alternative aus feuerverzinktem Wellblech (1 Meter Durchmesser 208 Euro). Aus

verzinktem Stahl ist eine eckige Wanne auf zierlichen Beinchen, mit einem Volumen von 71 oder 107 Litern vor allem für Kräuter auf dem Balkon geeignet (zirka 158 und 188 Euro), auch mobil auf Rollen. Wer es richtig rustikal und extrem lange haltbar will, der mauert sich sein Hochbeet aus Steinen, beispielsweise mit alten Klinkern, passend vor allem im bäuerlichen Garten. Das hält für die Ewigkeit. Sehr stylish, wenn sie denn zum Stil des Gartens passen, sind Einfassungen aus Metall mit Edelmetall, die sich besser in das grüne Ambiente einfügen als hochglänzendes Metall. Solide, formschöne und auch eher hochpreisige Hochbeete aus unbehandeltem oder geöltem Lärchenholz bietet die bayrische Firma „Gartenfrosch“. Durch einen gläsernen Aufsatz kann das Hochbeet zum Frühbeet oder Mini-Treibhaus optimiert werden. Das Beste: Hier kommt man komplett ohne Werkzeug aus, die Bohlen lassen sich zusammenstecken.

Die Autorin dieses Beitrags hatte sich in einen kniehohen Beetkasten verliebt, den sie in einem noblen Gartengeschäft erstand. Die Gebrauchsanweisung auf Englisch war so kompliziert wie für das Zusammenbasteln eines luxuriösen Zwanzig-Gang-Fahrrads. Unabdingbar obendrein ein Elektroschrauber. Der Kasten schlummert daher seit einem Jahr in seinen zahlreichen Einzelteilen in der Garage vor sich hin.

Preiswerte Holz-Hochbeete zum schlichten Zusammenstecken gibt es mittlerweile in vielen Baumärkten, sie heißen „Marina“, „Siggi“, „Emilia“ oder „Linda“. Günstig heißt bei Holz aber oft meist kurzlebig: Eiche ist teuer und am langlebigen, Lärche liegt in der mittleren Preisklasse, ist sehr witterungsbeständig, Fichte ist am billigsten, dafür von kurzer Lebensdauer.

Egal aus welchem Material, für die richtige Höhe gilt als Faustregel: Bei einer Körpergröße zwischen 160 und 180 Zentimetern sollte das Hochbeet um die 85 Zentimeter messen. Wer kleiner ist, kommt mit 75 Zentimetern gut hin, größere Menschen brauchen das Beet von bis zu einem Meter Höhe. Bei der richtigen Befüllung eines Hochbeetes – wichtig für eine erfolgreiche Ernte – wird meist empfohlen: grobes Material wie kleinere Zweige, Äste, grob gehäckseltes als unterste Drainage-Schicht, mindestens in der Hälfte der Beethöhe. Dann folgt Schnitt von Gras, Hecken, Stroh und Rasensoden, darauf gesundes, leicht zersetzbares Laub. Allerdings sollte man kein Nuss- oder Eichenlaub verwenden, denn dessen Gerbsäure hemmt das Wachstum der Pflanzen. Reste von Nadelgehölzen gehören ebenso wenig ins Hochbeet wie alte Rosenstöcke oder Efeu, auch kein mit Pflanzenschutzmitteln behandeltes Material. Als dritte und oberste Schicht folgt gute Gartenerde oder Kompost. Durch den inneren Prozess der Kompostierung sackt der Inhalt allmählich ab, man muss also stets auffüllen. Nach rund fünf Jahren sollte der gesamte Inhalt komplett neu aufgesetzt werden.

Bücher zum Thema:

„Gärtnern mit dem Hochbeet“ von Folko Kullmann, erschienen bei Gräfe und Unzer, 2015
„Das unglaubliche Hochbeet. Ernten bis zum Umfallen“ von Doris Kampas, Verlag Löwenzahn, 2019

„Verdichtung bedeutet für Pflanzen Stress“

Landschaftsarchitekt Enzo Enea über schlechte Böden, Grünflächen als Prestige und die Baumart, die dem Klimawandel trotzen wird

Alle Welt redet plötzlich über Bäume, Enzo Enea beschäftigt sich seit rund drei Jahrzehnten mit ihnen. Der Schweizer Landschaftsarchitekt hat einen auf der Bonsai-Technik basierenden Wurzelschnitt entwickelt, der es ermöglicht, auch sehr alte und große Bäume umzusiedeln und auf kleiner Fläche zu halten. Damit hat er auf der diesjährigen Art Basel provoziert. Im Eingang einer der Hallen zeigte der bei internationalen Prestige-Projekten gefragte Planer unter dem Titel „Use/Abuse“ (Gebrauch/Missbrauch) acht Olivenbäume, riesig und uralte. Der älteste stammt aus dem Jahr 1380. Enea hatte sie auf Tiefpladern aus Süditalien anker lassen. Dort standen die Bäume mit nach der Art der japanischen Bondage-Technik Shibari verschnürten Wurzelbällen wie traurige Riesen in fremder Umgebung – als Sinnbild für die Abhängigkeit der Menschen von der Natur und Mahnung, wie schonungslos sie mit ihr umgehen. Aber muss man dafür ausgerechnet hochbetagte Olivenbäume in eine Baseler Messehalle bringen? Enzo Enea, den wir auf seinem Unternehmenssitz am Zürichsee treffen, findet: ja.

Die Aktion „Use/Abuse“ soll auf das fragile Gleichgewicht zwischen Zivilisation und Natur aufmerksam machen. Aber sind ausgerechnet Olivenbäume aus Süditalien, wo ein Bakterium ein Massensterben dieser Bäume auslöst, die beste Wahl, um die Begrenzung der Natur durch den Menschen zu zeigen?

Unbedingt. Die Olive ist ein starkes Symbol. Wir Menschen nehmen vom



Enzo Enea ist Landschaftsarchitekt mit Büros in Rapperswil-Jona, Zürich, Miami und New York.

Fotos: Enea GmbH

Olivenbaum viel: seine Früchte, das Öl, wunderbares Holz – und zudem auch Emotion. Außerdem hat diese Art einen archaischen Charakter und ist ausgesprochen robust. So halten wir es grundsätzlich mit der Natur. Wir nehmen viel, eng sie aber gleichzeitig immer mehr ein. Deshalb die Schnüre.

Die Sie nach Art des Shibari geknüpft haben, einer erotischen Kunst des Fesselns ...

... die auf einer Samurai-Technik basiert. Im vorindustriellen Japan hatten die Krieger noch keine Ketten, deshalb banden sie ihre Gefangenen auf diese Weise. Je stärker sich der Gefangene bewegt, desto enger ziehen sich die Fesseln zusammen. Die Olivenbäume haben die Aktion gut überstanden. Für viele andere Pflanzen gilt das angesichts der Verdichtung leider nicht.

Sie meinen die immer weniger werdenden Freiflächen in den Städten?

Nein. Es geht mir um die Verdichtung des Bodens selbst. Als Landschaftsplaner bin ich dafür zuständig, um Gebäude herum oder zwischen ihnen die Fläche zu gestalten. Das geschieht, nachdem

der Neubau beendet ist. Auf den Baustellen aber ist der Boden oft kaputt.

Inwiefern?

Durch die schweren Geräte und Fahrzeuge, die auf den Baustellen im Einsatz sind, wird die Erde verdichtet. Vor allem nach Regen. Die Kompression kann man noch in anderthalb Meter Tiefe spüren. Wenn man das beim Anpflanzen ignoriert, ist das fatal.

Weil die Wurzeln keinen Platz haben?

Genau. Ein maximal verdichtetes Erdreich, wie soll sich das Wurzelwerk da richtig ausbilden? Sie können das überall beobachten. Die Bäume wachsen erst ein paar Jahre lang seltsam, dann werden sie braun und sterben. Eine derart mitgenommene Fläche muss man sehr aufwendig sanieren. Sonst wird das nichts.

Bei den teuren Großprojekten in den Vereinigten Staaten, China oder andernorts, wo Sie mit bekannten Architekten wie David Chipperfield oder Tadao Ando arbeiten, sollte das kein Problem sein.

Leider ist meist das Gegenteil richtig. Wenn es um die Freiflächen und das Grün geht, fehlt die Sensibilität. Da wird für alles ein riesiger Aufwand betrieben, aber dass die Pflanzen auch bestimmte Voraussetzungen brauchen, wird oft gar nicht bedacht. Man verlangt von mir, dass ich paradiesische Flächen schaffe – auf Beton oder auf Schrott.

Schrott?

Da erlebt man einiges. Die Bodenverhältnisse durch die erwähnte Ver-

verdichtung sind nicht das einzige Problem. Es ist auch schon vorgekommen, dass man um die Neubauten herum wirklich allen möglichen Schrott vergraben hatte. Was soll man denn da pflanzen? Das macht mich wütend. Ich kämpfe dafür, dass die Bedingungen stimmen.

Und was passiert in einem solchen Fall?

Der Boden muss dann abgetragen und ausgetauscht werden.

Wenn man sieht, wie viel Beton und Stein in den Großprojekten verbaut und wie viel Fläche versiegelt wird, sind Ihre grünen Paradiese nicht auch eine Art Green-Washing?



Natur in Fesseln: Olivenbäume mit verschnürten Wurzelbällen auf der Art Basel

Sumpfpflanzen hier auf dem Grundstück. Jeder Baum bindet mehrere 1000 Liter Wasser – und verdunstet diese, was auch als Evapotranspiration bezeichnet wird. Das kühlt nicht nur die unmittelbare Umgebung, sondern hat auch den Effekt, dass wir hier auf 7,5 Hektar keine Sprinkleranlagen brauchen. So entsteht ein robustes Mikroklima, das durch die Bäume natürlich befeuchtet wird.

Die Sumpfpflanze ist aber kein heimisches Gewächs.

Sie ist sehr flexibel. Sie kann nicht nur für nasse, sondern auch für trockene Standorte hervorragend eingesetzt werden. Zudem gehört sie zu den Bäumen, welche auch mit einem dauerhaften Wasserstand von bis zu einem Meter zu recht kommen. *Taxodium distichum* hat sich längst bewährt und fühlt sich besonders zwischen Erlen in unseren Auwäldern wohl. Für mich ganz klar eine Baumart der Zukunft, welche bislang noch viel zu wenig Beachtung findet. Krankheiten, Schädlinge und Pilze treten praktisch nicht auf.

Von den mehr als 25 Baumarten auf dem Unternehmenssitz: Welche wird sich am besten auf den Klimawandel einstellen?

Der Eisenbaum. Der Baum ist besonders auf die trockenen Bedingungen in unseren Städten angepasst, hält gleichzeitig tiefen Temperaturen im Winter stand und hat kaum Krankheiten.

Das Interview führte Birgit Ochs.